

Der Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

No. 13.

Den 22sten März 1806.

Erklärung des Kupfers.

Der Kreuzberg bey Reichenstein.

Zu den angenehmen Parthien bey Reichenstein, von denen wir schon einige geliefert haben, gehört auch die, welche man nahe vor den ersten Häusern dieser Stadt auf der linken Seite erblickt, wenn man von Ditmachau dahin reiset.

Im Vordergrunde zeigt sich ein kleiner Teich oder eigentlicher ein Wasserbehälter, welcher dazu dienet, um die kleinen Schlammteiche, welche bey den Pochwerken sich befinden, hinlänglich mit Wasser zu versehen.

Im Hintergrunde zeigt sich rechts der Kreuzberg, auf dessen Gipfel eine kleine der Andacht gewidmete Kapelle steht, von der sich eine der vortreflichsten Aussichten über Reichenstein nach dem flachen Lande darbietet.

Christian Freyherr von Wolf.

(Fortsetzung.)

Der außerordentliche Ruhm, den Wolf durch seine Kenntnisse im In- und Auslande erlangte, erregte bald den Neid seiner Collegen, namentlich der Mitglieder der theologischen Facultät zu Halle, in deren Mitte sich der Abt Breithaupt und der nachmals so berühmte D. Lange befand. Beyde, vorzüglich aber der Letztere, waren Wolfs erklärte Feinde. Man beschuldigte ihn der Heterodoxie, weil er in der That manche freye, damals unerhörte Meinungen äußerte, und gab vor, er habe die Absicht, das Ansehen der Bibel zu stürzen, weil er in einer academischen Rede über die Sittenlehre der Chinesen den Schriften des Confuzius die verdiente Gerechtigkeit hatte wiederfahren lassen. Die eigentliche Ursache war aber Brodneid, denn Wolf hatte in seinen Vorlesungen einen so zahlreichen Zuspruch von Studirenden, daß Lange und seine Collegen fast alle ihre Zuhörer verlohren.

Ein schreckliches Pöreat der Anhänger Wolfs, das man dem schon erbitterten Lange grade an demselben Abend brachte, als er sein Protectorat angetreten und jener bey Niederlegung desselben ein solennes Bivat erhalten hatte, gab endlich der Sache den Ausschlag. Lange wandte sich an den berühmten August Herrmann Franke, einen sonst liberalen, aber in Glaubenssachen sehr ängstlichen Mann und dieser forderte Wolfen in einem ernstlichen Sendschreiben im Namen der theologischen Facultät feyerlichst an, ihm das Manuscript der zu Gunsten der chineſischen Sittenlehre gehaltenen Rede zur nochmaligen Durchsicht zu erlauben, weil dieselbe, wie es darin heißt: „nicht nur allen

Mem-

Membris unsrer Facultät, sondern auch vielen Studiosis und auch einigen Fremden ansößig vorgekommen."

Wolf verstand sich zu dieser Gefälligkeit nicht und erbitterte die Herren Theologen dadurch aufs höchste. Dies bewog Langen sich öffentlich gegen ihn zu erklären und einen förmlichen Federkrieg mit ihm zu eröffnen. Wolf trug in diesem Kampfe den Sieg davon, indes sich Lange vor der ganzen gelehrten Welt verächtlich machte. *)

Sich

*) In diese Periode fällt folgende Anekdote, die wir aus den Colлектaneen eines nun verstorbenen Königsbergischen Professors entlehnen, der sie eigenhändig aus dem Stammbuche dieses Studierenden sich aufgeschrieben hatte und die, unsers Wissens, noch nirgends gedruckt ist. Ein Student brachte um diese Zeit Langen sein Stammbuch.

Dieser schrieb folgende Verse hinein:

Ich weiß ein dreyfach W, das großes Weh gebracht,
Die Weiber, die der Fall in diese Welt gebracht,
Der Wein, der Ursach ist von vielen bösen Thaten,
Das dritte nenn' ich nicht: Mein Freund! Du mußt es rathen.
Die Weisheit mein' ich nicht; sie trägt stets Gutes ein.
Ich würde Dir es leicht gar deutlich nennen können,
Doch zu gewisser Zeit darf man den Wolf nicht nennen.

Von Langen kam dieses Stammbuch in die Hände des Propstes Reinbeck, der auf die Seite gegenüber schrieb:

Ich weiß ein dreyfach W, das vieles Wohl gebracht,
Die Weisheit, die der Reid schon selbst für gut geacht.
Die Wahrheit, die von Gott den Ursprung hergenommen
Und die vom dritten W ein neues Licht bekommen.
Wer ist, der dieses W zu dieser Zeit nicht kennt?
Ob man gleich nicht den Wolf bey seinem Namen nennt.
Doch giebt's ein dreyfach E, so diesem W entgegen;
Von diesem will ich Dir nur zwey vor Augen legen:
Das Lästern, so die Welt anjehet zur Tugend macht,
Das Lügen, das allein der böse Feind erdacht.
Das dritte nenn ich nicht, man kennt's an seinen Thaten:
Wem dieses unbekannt, der müßte lange rathen.

Endlich erhielt dasselbe auch D. Jablonsky, ein bescheidner und unpartheyischer Mann. Dieser setzte folgendes hinzu:

Das

Sich für diese Schmach zu rächen, verfaßte er darauf einen Aufsatz von den gefährlichen Irrthümern, die in den Wolfischen Schriften enthalten seyn sollten. Diesen sandte er durch den Professor Gundling nach Berlin, dessen Bruder als Spasmacher am Hofe Friedrich Wilhelm I. lebte. Der Letzte hatte schon längst Wolfs Grundsätze verdächtig zu machen gesucht und erreichte endlich seine Absicht, unsern Landsmann ganz zu stürzen. Er erklärte dem Könige: Wolf behauptete eine blinde Nothwendigkeit, woraus sehr natürlich folge, daß die Deserteure Sr. Majestät mit Unrecht bestraft würden; ihr Austritt gehöre in den Plan der göttlichen Vorsehung und diese habe sie einmal dazu bestimmt.

Friedrich Wilhelm I. fand diese Folgerung so richtig, daß er auf der Stelle einen Cabinets-Befehl an die Universität zu Halle ergehen ließ, nach welchem er Wolfen nicht bloß jeden Unterricht der Studirenden verbot, sondern ihn auch aller seiner Aemter entsetzte und ihm ernstlich befahl, binnen 24 Stunden nach Empfang dieser Ordre, die Stadt Halle und alle königliche Lande bey Strafe des Stranges zu räumen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das W, das kurz vorher das L in Schimpf gebracht,
Nimmt zwar das R in Schutz, dem aber ungeacht
Wird nun anstatt des W das L herum genommen,
Bey diesem Wörterstreit ist man dazu gekommen
Und spricht: Ihr, die ihr doch den Weg zur Wahrheit kennt,
Schämt euch, daß ihr euch schimpft, im Schimpf bey Namen nennt.
Sind Wolf und Lange gleich in Sätzen sich entgegen
Wird sich die Wahrheit doch von selbst vor Augen legen.
Drum Lange nimm das L der Bruderlieb' in Acht,
Wolf schreib das theure W der Wahrheit mit Bedacht;
R aber suche nicht im Nichten Helbenthaten,
So ist dem L und W und auch dem R gerathen.

Miscel:

M i s c e l l e n.

Der Herzog von Richelieu, der 1789 im 93sten Jahre seines Alters als der älteste Pair, der älteste Kronbeamte, der älteste General, der älteste Gouverneur einer Provinz, der älteste Ordensritter und der älteste Edelmann Frankreichs starb, war auch das älteste Mitglied der französischen Akademie, in die er im Jahr 1720 aufgenommen wurde. Neun und sechzig Jahre war er also, für sein Vierzigtheil, höchster Richter über die französische Sprache, und dennoch hatte er keine Idee von der orthographischen. Dies Geheimniß, das seine Freunde kannten, aber lange Zeit verbargen, kam durch einen berühmten Prozeß vor das Publikum, indem mehrere seiner Briefe dabey vorgebracht wurden. Man sah daraus mit Erstaunen, daß er, wenn er wie der liebenswürdigste Hofmann redete, wie der gröbste Tagelöhner schrieb. Er ist jedoch nicht der einzige betitelte Academicien, der solche Beweise seiner litterarischen Unfähigkeit gab. Ein lustiger Kopf machte einst seinem Verwandten, der außerordentlich unwissend und doch Bibliothekar des Königs war, das Kompliment: Da haben Sie eine herrliche Gelegenheit, lesen zu lernen! — Wie vielen möchte man bey gewissen litterarischen Unternehmungen, die sie volltönend ankündigen, zurufen: Da habt Ihr eine herrliche Gelegenheit, schreiben zu lernen!

Der König Heinrich II. von Frankreich unterhielt mehr aus Gewohnheit und Schwäche als aus Leidenschaft eine Verbindung mit Dianen von Poitiers;
man

man wußte allgemein, daß sie selbst den Marschall von Brissac begünstige, der König wußte es selbst, und liebte sie deshalb beyde nicht weniger. Einst traf er den Marschall bey der Herzogin, und ließ ihm Zeit, sich unters Bett zu verstecken; aber um ihm zu zeigen, daß man ihn nicht täusche, ließ er Confekt bringen, und warf ihm eine Schachtel davon unter das Bett: „Da hast du, Brissac! Andre Leute müssen auch leben! (Tiens Brissac, il faut que tout le monde vive!)“

Die einzige Speculation, die sich im Menschenleben und in der Politik mit einiger Sicherheit machen läßt, ist die Rechnung auf den Tod der Menschen, und auf die gewaltige Veränderung, die zwey sterbliche Augen weniger hervorbringen können. Friedrich II. machte sie im Anfange des siebenjährigen Krieges sehr stark, er verlor das Vertrauen auf sie gegen die Mitte desselben, als seine Unglücksfälle sich immer mehr häuften, und sahe ihre Richtigkeit doch endlich 1762 durch den Tod der Kayserin Elisabeth bestätigt. Wenn ich von der Gefahr sprechen höre, die ein übermächtiger Staat einem andern minder mächtigen droht, von der Nothwendigkeit, schnelle Mittel zu ergreifen, um den unvermeidlichen Untergang abzuwehren, zu siegen, zu sterben &c., so fällt mir nebst Friedrichs II. wunderbarer Rettung durch den Tod eines Weibes immer die Geschichte des Italiäners Anton Marino ein. Dieser geriet in die Gefangenschaft eines ostindischen Sultans, der ihn augenblicklich hinzurichten befahl. Sohn der Sonne, sprach Marino, schenke mir das Leben, um deine Regierung durch

durch das größte Wunder zu verherrlichen; ich besitze die Kunst, einen Elephanten binnen zehn Jahren reden zu lehren! Der Sultan war begierig auf den Erfolg, und ließ ihm einen Elephanten geben. Als die Gefährten des Marino über seine Kühnheit erstaunten, und ihm beym Mislingen seines Versprechens den schrecklichsten Tod weissagten, antwortete er ganz ruhig: Laßt mich nur machen, binnen zehn Jahren ist entweder der Sultan, oder ich, oder der Elephant todt. — Ein großes kluges Kabinett soll auf die triftigen Vorstellungen eines andern Kabinetts geantwortet haben: „Er ist nicht unsterblich!“

Die Schwester des berühmten Geschichtschreibers de Thou, den der Cardinal Richelieu enthaupten ließ, besah sich das Grabmal dieser Eminenz in der Kirche der Sorbonne, und sagte dabey die Worte der Schwester des Lazarus: Herr, wärest du eher hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben! — Was Peter der Große bey eben diesem Grabmal sagte, ist bekannter, aber weit weniger wahr.

Desmond, Erzbischof von Toulouse, hielt einst eine Rede in Gegenwart Ludwig XIV, und blieb stecken. Der König sagte ihm mit vieler Güte: Ich freue mich, Herr Erzbischof, daß Sie mir Zeit lassen, die schönsten Sachen zu genießen, welche Sie mir sagen.

Der Marschall d'Huxelles wurde von demselben Könige über seine Ehelosigkeit aufgezo-gen. Ich habe noch kein Weib gefunden, antwortete er, deren Mann ich

ich seyn wollte, noch keinen Mann, dessen Vater ich zu seyn wünschte.

Die Samniten hatten eine Gewohnheit, welche bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen mußte. Man versammelte alle junge Mannspersonen, und beurtheilte sie streng. Derjenige, der für den besten von allen erklärt wurde, nahm dasjenige Mädchen des Staats zur Frau, das ihm gefiel; derjenige, der nach ihm die meisten Stimmen hatte, wählte nachher, und so ging es weiter; man nahm nur Rücksicht auf edle Eigenschaften und auf die Dienste, die er dem Vaterlande geleistet hatte. Wäre die Erneuerung dieser Gewohnheit nicht ein Mittel, Landmiliz und Nationalgarde vollzählig und wünschenswerth zu machen?

Parallele zwischen dem Manne und dem Weibe.

Beide Geschlechter sind sich gleich an Werth! Dieser Satz wird die verständigsten und geistreichsten Gegner finden, und dennoch wahr bleiben; aber mehr als durch Beweise und Schlüsse wird er durch Vorurtheil und Eitelkeit angefochten, für welche beyde Geschlechter gleich empfänglich sind, da es kein denken des Wesen ohne Stolz giebt. Wir wollen indeß versuchen, wenigstens die gewöhnlichsten der Beweise, die für eine sehr große Verschiedenheit vom Manne im Genie und im Character des Weibes sprechen, zu beleuchten.

Dhnges

Ohngeachtet der genauesten Beziehungen zwischen Mann und Weib, sagt man, kann es doch nie geleugnet werden, die Wissenschaft im strengsten Sinne sey dem erstern zu Theil geworden, und er habe darin den entschiedensten Vorzug. Die gelehrten Frauen bilden nur eine kleine Sammlung im Vergleich mit der unzähligen Menge gelehrter Männer; unsre Bibliotheken bestehen aus Büchern, die von männlicher Hand geschrieben wurden, unter denen man hier und da einige elegant gedruckte Bücher von weiblichen Verfassern bemerkt, und auch diese haben die Schriftstellerinnen nicht immer allein gemacht.

Aber, erwiedere ich, sollte hier nicht vielmehr von dem gesprochen werden, was die Weiber hätten thun können, als davon, was sie gethan haben? Wenn es je rathsam werden könnte, sie ihren gegenwärtigen Beschäftigungen zu entziehen, ihnen die Schulen und Universitäten zu öffnen, und sie frühzeitig zu allen den Dingen anzuleiten, die wir treiben, dann allein könnte ich den Beweis vollständig führen, daß sich aus einem Mädchen eben so gut wie aus einem Knaben ein Wesen erziehen läßt, welches systematische Theologie, Jurisprudenz, Physik, Geschichte, Mathematik und Beredsamkeit zu erlernen und zu umfassen im Stande ist. Selbst der Politik, diese Kunst, die Gegenwart mit der Zukunft zu verbinden, und diese nach der Vergangenheit zu berechnen, die Kunst klug zu seyn und zu schweigen, wird sich der weibliche Geist bemächtigen; Elisabeth von England, Maria Theresia, Catharina mögen hier mit ihren kühnen und großen Regierungen zum Beweise dienen. Und wie viel starke und kluge Weiber waren

waren schon durch Kath Erhalterinnen ganzer Reiche! Aber sie blieben unbekannt, und Minister und Regenten trugen ihren Ruhm. Es ist bekannt, daß Peter der Große seine Rettung und seine Ehre seiner Gemahlin Katharina im Lager am Pruth verdankte.

Es ist wahr, daß Heldinnen selten sind, während wir im Ueberflus Helden haben: aber ist es nicht die Gelegenheit, die dem Weibe fehlt? Man lehrt es nicht die Waffen zu tragen und Armeen zu kommandiren, aber man kann behaupten, daß die Weiber besser als wir den Schmerz ertragen, daß ihre Constitution sie täglichen Krankheiten aussetzt, die sehr leicht von ihnen besiegt werden, während der stärkste Mann oft von einem einfachen Fieber hart mitgenommen wird. Will man Beispiele, so gab es bekanntlich nichts muthigers als die griechischen und römischen Frauen; die Weiber aller Völker und Zeitalter mögen stolz auf eine Lucretia seyn, die ihre Ehre höher achtete als ihr Leben, und sich freywillig den Tod gab; auf eine Cleopatra, die sich über die Schrecken des Sterbens erhob, um sich dem Joche der Römer zu entziehen.

Man könnte einwenden, daß ein solcher Heroismus nur die Aufwallung eines Augenblicks ist, und daß die Weiber leicht zu ihrer natürlichen Furchtsamkeit zurückkehren, um über ihre eigne Herzhaftigkeit zu erschrecken. Aber ist nicht eben Geduld und Ertragung ihre charakteristische Tugend? Man betrachte die Beschwerden einer Wirthschaft vorzüglich unter der Tyranny eines bösen Mannes, um ihre Standhaftigkeit zu würdigen. Die Geschichte der Ehen ist die Geschichte der herzerreißendsten Scenen, und bey-

nahe

nabe immer sind es die Männer, welche sie verursachen. Sie sind liebenswürdig bey andern, unerträglich im Schooß ihrer eignen Familie; oft genug das erstere, damit es heißt: die Frau ist schuld.

Ohne Zweifel ist es unmöglich, von den Weibern zu reden, ohne auf die Liebe zu kommen. Was haben sie nicht aus dieser edlen Empfindung gemacht, und was machen sie täglich daraus? Sie affectiren ein stolzes abschreckendes Aeußere gegen den Mann, den sie anbeten; sie lieblosen einen Gatten im Augenblick, wo sie ihm untreu werden wollen; sie umhüllen eine Bosheit mit dem Schleyer der größten Güte; sie spielen die Kranken, um zu erhalten, was sie wünschen; sie machen ihre Liebhaber auf Freunde eifersüchtig, um den guten Rath derselben zu entfernen; sie ruiniren ihre Vertrauten, indem sie für ihr Wohl zu arbeiten scheinen; sie waffnen ihre Leidenschaft mit Rache, Haß, Wuth, zuletzt mit Dolch, Gift und Feuer.

Alles das wäre vortreflich für die Männer, wenn sie nicht auch boshaft, treulos und trugvoll wären. Nachdem sie die Liebe nach allen Melodien besungen und in allen Romanen vergöttert haben, behandeln sie die Ehe, wie — sie täglich behandelt wird. Es ist weise, den Vorhang über die Abscheulichkeiten der Vergangenheit und der Gegenwart zu ziehen, die weder für uns noch für die Weiber ehrenvoll sind: aber wenn jene uns mit Gewandheit hintergehen, so betragen wir sie mit mehr Leichtigkeit, weil wir mehr Mittel dazu haben. Ein Mann beklagt sich über die Untreue seiner Frau, nachdem er sein Zimmer mit unsittlichen Gemälden behängt, nachdem er tausendmal

mal in ihrer Gegenwart die unzüchtigsten Gespräche geführt hat, während er selbst mit öffentlichen Mädchen umgeht. Die Weiber werden sich keinen Ausschweifungen mehr überlassen, wenn sie nur gute Beispiele sehen werden, wenn man ihnen die Süßigkeit der Liebe nicht mehr vormahlen, wenn man sie nicht mehr ins Theater führen wird, um einen eifersüchtigen Gemahl betrügen zu lernen.

Man klagt den Leichtsinm der Weiber, ihre Wuth für die Moden an, man spricht von ihren kindischen Vergnügungen und ihren überflüssigen Gesprächen. Aber die unzählige Menge von Weibern, die arbeiten, sogar für ihre Männer arbeiten, wird vergessen, der lächerlichen Männer, die in der Art sich anzuziehen und zu sprechen oft mehr Weiber sind, als dieß Geschlecht selbst, wird mit keinem Worte gedacht, es wird nie erwähnt, daß es Toilettenredner giebt, die mit durchriebnen parsumirten Haaren ihren Wis und ihre Morgenstunden verprassen, um einem Weibe Gadaisen vorzusagen, daß sich im Innern über sie lustig macht. Und zugegeben selbst, daß das Weib lieber den Spiegel als ein Buch studirt: welchen Vorwurf können wir ihm machen, so lange wir nie ermangeln, seinen Puz zu bewundern, verständige Frauen als gelehrte Weiber lächerlich zu machen, so lange alle Worte, die wir an ein Weib richten, sich beständig um alberne Lobsprüche und abgeschmackte Fivolitäten herum drehen?

(Der Schluß künftig.)

Gedanken und Anekdoten aus Friedrichs Werken.

Die Menschen verdammen am Abend, was sie am Morgen billigten; dieselbe Sonne, die ihnen beyhm Aufgange gefiel, ermüdet sie bey ihrem Niedergange. Daher wird Ansehen und Ruhm erworben, verlohren und wieder erworben; und doch sind wir unsinnig genug, uns ein Leben lang herum zu treiben, um Ruhm zu erwerben.

Wenn ich Ihnen sagte, lieber Voltaire, (1744) daß die Völker zweyer Gegenden Deutschlands ihre Wohnungen verließen, um sich den Hals mit andern Völkern zu brechen, die ihnen bis auf den Namen selbst unbekannt sind, die sie erst in einem fernem Lande suchen mußten: warum? Weil ihr Beherrscher einen Vertrag mit einem andern Fürsten gemacht hat, um gemeinschaftlich einen dritten abzuschlachten; so würden Sie mir antworten, daß diese Menschen narisch, verrückt und rasend sind, sich der Laune oder der Barbarey ihrer Beherrscher Preis zu geben. Wenn ich Ihnen sagte, daß wir uns anschicken mit vieler Sorgfalt einige Mauern zu zerstören, die mit großen Kosten erbaut wurden, daß wir da erndten, wo wir nicht säeten, daß wir da die Herren spielen, wo Niemand stark genug ist uns zu widerstehen; so würden Sie schreiben: O Ihr Barbaren, Ihr Unmenschen, Ihr Räuber! Die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht erben nach Matth. XII, 24. Weil ich nun alles, was Sie mir sagen würden, vorans sehe, so spreche ich davon gar nicht; ich begnüge mich, Sie

zu benachrichtigen, daß ein sehr närrischer Kopf, von dem Sie unter dem Namen des Königs von Preußen werden sprechen gehört haben, seinem allirten Kayser zu Hülfe geflogen ist.

Je älter man wird, desto mehr überzeugt man sich, daß Seine geheiligte Majestät der Zufall drey Viertel von der erbärmlichen Wirthschaft dieses Universums besorgt, und daß diejenigen, welche denken, die Klügsten zu seyn, grade die Dünmsten von der Gattung mit zwey Beinen und ohne Federn, von der wir zu seyn die Ehre haben, ausmachen.

In der Schlacht bey Roszbach forderte ein französischer Offizier, der verwundet auf dem Plaze lag, aus vollem Halse ein Klystier. Wird man es glauben, daß sich hundert dienstfertige Personen beeiferten, es ihm zu verschaffen? Ein Klystier auf einem Schlachtfelde in Gegenwart einer Armee empfangen, ist gewiß sonderbar; aber die Sache ist wahr und aller Welt bekannt. In der Tragikomödie, die wir spielen, ereignen sich oft die abentheuerlich-spaschhaftesten Auftritte, die ein Friede von hundert Jahren nicht herbeyführen würde; aber man muß gestehen, sie werden grausam erkaufet.

Sie thun wohl daran, gegen den Irrthum zu kämpfen; aber glauben Sie, daß die Welt sich ändern wird? Der menschliche Geist ist schwach: mehr als drey Biertheile der Menschen sind für die Sklaverey des abgeschmacktesten Fanatismus geschaffen. Die Furcht vor Teufel und Hölle umnebelt ihre Augen,

Augen, sie verabscheuen den Weisen, der sie aufklären will. Die Masse unsers Geschlechts ist dumm und böse. Ich suche vergeblich in ihr das Bild der Gottheit, das sie nach Versicherung der Theologen tragen soll. Jeder Mensch hat ein wildes Thier in sich; wenige wissen es zu fesseln, der größte Theil läßt ihm den Zügel schießen, wenn das Schreckbild der Geseze nicht dasteht.

Nach den schönen Wissenschaften, mit denen man immer anfangen muß, kömmt im Alter der Uebersetzung die Philosophie. Wenn wir diese lange und gut genug studirt haben, müssen wir zuletzt wie Montagne sagen: Was weiß ich?

Noch einige Stellen aus Franklins armem Richard.

Was soll alles Wünschen und Hoffen besserer Zeiten? Wir können die jetzigen besser machen, wenn wir uns regen und rühren. Arbeitsamkeit bedarf keines Wunsches und wer von Hofnung lebt, stirbt vor Hunger.

Wer ein Gewerbe hat, der hat ein Vermögen; wer einen Beruf hat, besitzt ein einträgliches Amt. Der Müßiggang verzehrt Beides.

In des Arbeiters Haus sieht der Hunger hinein, hat aber das Herz nicht, hinein zu gehen.

Wir werden zweymal von unserm Müßiggange gebrandschaft, dreyimal von unserm Stolze, und viermal von unserer Thorheit. Laßt uns aber auf guten Rath achten, so läßt sich manches noch wieder gut machen. Gott hilft nur denen, die sich selbst helfen.

Hast

Hast du gleich keinen Schatz gefunden, so sey nicht unzufrieden: Fleiß ist der Vater des Gedeihens und Gott giebt den Arbeitsamen Alles.

Arbeite, weil es noch heute heißt, denn du weißt nicht, was dich morgen daran hindern kann. Ein Heute ist so gut, als zwey Morgen.

Greife deine Arbeit nicht mit spizigen Fingern an; bedenke, daß die Kase in Handschuhen keine Mäuse fängt. Freylich ist viel zu thun: aber greife die Arbeit nur tüchtig an; immerwährendes Tröpfeln höhlt Steine aus; durch Fleiß und Geduld durchnagt die Maus den Käfig und von kleinen Streichen fallen große Eichen.

Was zu einem Laster aufgeht, davon ließen sich zwey Kinder groß ziehen.

Auflösung der Charade im vorigen Stück.

Wohlfau.

R ä t h s e l.

Außen blank und innen hell,
 Außen warm, noch wärmer innen
 Ohne Herz und ohne Sinnen,
 Zieht er alle Menschen an.
 Herr und Frau und liebe Kinder
 Drängen sich zu ihm heran:
 Aber, wahrlich, desto minder
 Wird er von der Magd geliebt.
 Ha! die wünscht ihn oft zum Teufel,
 Ob sie gleich ihm ohne Zweifel
 Lebenswärm' und Nahrung giebt.

Dieser Erzähler wird alle Sonnabend in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth jun. in Breslau ausgegeben, und ist außerdem auch auf allen Königl. Postämtern zu haben.



Der Fureutzberg bei Reichenstein

27. Eisenstein

